



Ernest Renans Werth für die moderne Kultur.

Von **Dr. med. Emil Schiff.** (Redaction verboten.)

Mit Ernest Renan ist der vornehmste Denker des heutigen Frankreichs und einer der lebendigsten unter den führenden Männern der Gegenwart aus der Reihe der Abwesenden geschieden. Ob die Menschheit diesen Mann bedauern darf, das wird davon abhängen, wie sie den geistigen Besitz, um den sein Leben ihr Vermögen bereichert hat, festhalten werden wird. Es ist nicht gerade erfreulich, daß die Gegenwart sich ihrer großen Männer oft erst mit ihrem Tode erinnert. Bei Renan war es nicht anders, als beim Tode Anders; ein glänzendes Geistes- und literarisches Leben, aber im Besonderen auch für die Wissenschaft, wozu es damit abgethan sein. Allein Renans Persönlichkeit ist zu weitläufig für den Kulturgehalt unserer Zeit, als daß der Mensch nicht gerechtfertigt wäre, dieser Art von Vergessenheit entgegenzutreten.

Nicht begreifen soll die Nachrede Ernst Renan, sondern lebendig erhalten. Solchen Streben wollen auch diese Zeiten genügen, indem sie versuchen, weniger ein Lebensbild und eine literarische Würdigung des seltsamen Mannes zu geben, wozu die Zeit nach seinen Ansichten zu kurz ist, als vielmehr seine Bedeutung in seinen Breiten zu beleuchten, die auch dem Laien das Verlangen nahelegen können, sich mit einer oder der anderen der Schriften Renans bekannt zu machen.

Nicht Nebenmann — sagt Renan in einer Studie über die semitischen Völker — ist bestimmt, Gemüter, Hingüter, Schwachfüßer zu sein, sich in Laboratorien einzuschließen, Jahre hindurch einen Versuch oder eine Rechnung zu verfolgen; dennoch nimmt jeder Theil an den großen philosophischen Ergebnissen der Genie, der Hypothese, der Sprachforschung. So glauben auch wir, daß es nicht Nebenmanns Sache sein kann, den ganzen Umfang der freistehenden geistigen und wissenschaftlichen Thätigkeit des eben verstorbenen französischen Geistes zu kennen. Allein, da es nicht viele Menschen gegeben hat, deren geschriebenes Wort einen so tiefen Eindruck auf der bewohnten Erde fand, wie das seine, so darf man wohl auch sagen, das Einverständnis Renans Denken unter uns zu Gute gekommen ist. Es ist aber ein solcher Gewinn, sich mit ihm zu beschäftigen, daß, wer nur irgend kann, jene, vielleicht dem Bewußtsein bereits entzogene Wirkung neu zu beleben suchen sollte. Der Schreiber dieser Zeilen war ein Knabe von fünfzehn Jahren, als er in seinem Vaterlande die Lehren des Namen Renans hörte und las; hörte aus dem Munde der kleinen Leute, las in den Bibliotheken und Volksschulen. Das „Leben Jesu“ war 1863 erschienen und

taum ein Jahr darauf konnte man Uebersetzungen des revolutionären Buches in allen europäischen Sprachen lesen; eine schicksale war es, die ich zuerst zu Gesichte bekam, lange, ehe ich in der Lage war, ein solches Werk zu würdigen. Mir ist nur die Thatsache und die Erregung, die sie auf den platten Lande in Böhmen unter Jesuiten und Jesuiten hervorrief, auf dem Boden, der einen Fuß gegen den lebendigen Erinnerung. Als ich wenige Jahre darauf die Wiener Universität bezog, war eines der ersten Bücher zu denen ich griff, das französische Original des merkwürdigen Buches, dessen Wirkung in die Ferne ich als Lumländiger hatte beobachten können.

Die protestanten Deutschlands hatten von Reimanns und Vossing bis zu Feuerbach und David Strauß eine Reihe von Männern gehabt, welche in das Dunkel dogmatischer Anschauung mit der Fackel der Kritik und der Aufklärung geleuchtet hatten. Den katholischen Vätern fehlte es, mit Ausnahme der als Gottesknecht gedächten französischen Encyclopädisten, unter denen ja Voltaire seinen mächtigen Pfeil an der Kritik der Bibel und des Christenthums geholt hat, an einem Gegenstück zu dem „Leben Jesu“ von David Strauß, an einer gemeinschaftlichen Scheidung von Geschichte und Legende in der Entleerung des Christenthums. Da schlug das Buch von Renan ein, wie der Blitz in das Dunkel einer gewitterschwülen Nacht. Dieses Buch stellte das große Publikum, an das es sich wandte, nicht vor die Wahl von Glauben oder Nichtglauben, sondern es öffnete vor Allen durch die Klarheit seiner Sprache, durch den Adel der Empfindung und durch die Lebendigkeit, mit welcher es die biblische Anknüpfung vor die Augen derjenigen hingaberte, denen es zugleich den göttlichen Nimbus der Heiligtümer und des Lebens, auf dem sie sich bewegt hatten, nahm.

Selten hatte das katholische Dogma einen gefährlicheren Gegner zu bekämpfen als dieses Buch, mit welchem Renan die Reihe seiner Werke über die Anfänge des Christenthums eröffnete; daß der Katholizismus diesem so wenig wie anderen Stürmen erlegen ist, beweist nur, daß die menschliche Einsicht von Anfang an der Geschichte die größte Macht auf Erden gewährt ist. Allein die Wirkung des Renanschen Werkes besteht heute noch und einer ihrer glänzendsten Beweise war die resignierte Art, mit welcher Papst Leo XIII. die Nachrede zum Tode Renans aufnahm: „Opportet haereresse esse“ — auch Reptilien müssen sein. Weil entfernt, den Beschäftigten zu verdämmern, erkannte Leo die Bedeutung des Mannes an, dem er das Verdienst zuschrieb, die katholische Theologie aus ihrem Schlimmer aufgestellt zu haben. Das aber, worin wir, wie die Welt Renans nur dem künstlerischen und philosophischen Standpunkt, fern von jeder dogmatischen Anschauung, betrachten, den Zauber jenes Buches erklären, ist auch dasjenige, was den Kern des ganzen Mannes ausmachte: eine ungeheure, wohlthätige Vereinigung von Geist und Verstandeskritik,

die in jeder Zeile dem Lesenden die Empfindung gab, daß nicht nur ein überlegener Geist, sondern ein Mensch mit warmem liebendem Herzen zu ihm sprach. Renan entzückte den Zeitgenossen, aber er gab ihm vernehmlich und geachtet zurück. Die Welt, deren Dummheit er als Legende erweist, schätzte er mit der besten menschlichen Züge in die Mitte von ihres Gleichen zurück, und er that so als Schriftsteller, was Frey von ihm als Moler that, als er den vom Schimmer der legendären Kunst entleerten Heiland als Tröster und Katheter in der Mitte der Armen und Bedrückten unserer Tage treten ließ. Nur unterzeichnete sich Renan dadurch von dem modernen Rationalismus, daß er durchweg das Koloss der Zeit und des Landes mochte, in denen Jesus wirkte. Die Selbsterkenntnis, welche Renans Eigenart bildet, konnten wir mit dem Stichwort „Mischung von Gemüth und Kritik“ nur ungenügend kennzeichnen. Man könnte ebenso gut sagen: Vereinigung von Kritik und Glauben, oder von Zweifel und Glauben. Renans Stellung zu den Freiden des Dogmas, die er selbst abstrakte und die er Andere abstrakten mochte, hatte immer einen Reizschmack von Heimmuth nach den verlassenen Gefilden des schlichten Glaubens, so wie er, von seinen Eltern zum Priester bestimmt, von seinem Gewissen bedrängt, die Klausel des Seminars von Saint-Sulpice verließ, um sich von der Theologie zum Studium der orientalischen Sprachen zu wenden, dann aber als Mann mit gewissem Instinkt zum Studium der Religionsgeschichte zurückkehrte, so erweist er sich während seines ganzen gelebten Lebens von einer stillen Sehnsucht nach dem Jenseitigen Allen als der Wiege der Religionen erfüllt und ebenso von einer gewissen Spürbarkeit für die großen priesterlichen Gezeiten der Kirchengeschichte, während er doch auf der anderen Seite nur das geschichtlich Entzerrbare und Bleibende an den Religionen gelten ließ.

Diese Zwielfältigkeit in Renans Natur, welche der geistreiche französische Kritiker Lemaitre in seiner feinen Studie über Renan in der Sammlung „Les contemporains“, 1886 als „Renanisme“ bezeichnet, hat Renan auch manderlei Spott eingetragen, worunter der Auspruch eines wipigen Franzosen — „er ist nicht, so war es Dubouat — „es gibt keinen Gott“ und Renan ist sein Prophet“ der hübscheste Spott ist. Allein aber eben dieser scheinbare Widerspruch spiegelt lediglich den Seelentampf aller Gebildeten wieder, die aus wirklich empfundenen Glauben und frommer Liebertiefen sich zur Freiheit im religiösen Denken anfangen. Die Kirche mußte in Renan gerade wegen dieser Gemengelage das Gemüth, wie den Verstand in Anspruch nehmen. Eigenschaft seines Werdens einen geschickten, weil verführerischen Gegner finden. In seinem 1884 gesammelten erschienenen „Nouvelles études d'histoire religieuse“ erzählt Renan eine hübsche Anekdote über den darin enthaltenen, vorher im Journal des Débats veröffentlichten Essay über den heiligen Franziskus von Assisi, in welchem er „den vollkommensten Christen nach Jesus“ verehrt.

Ein Poet?

Eine Novelle

(Schluß) von **J. J. David.** (Redaction verboten.)

Er sah nach der Uhr — einer vortheilhaft, allerhöchsten Uhr, die er sich früher erhalten hatte, die das letzte Geschehen seiner Eltern war, das sich noch in seinen Gedanken fand. Er dachte: „Ihm kam's dabei, daß sein Weib sie verlassen konnte, wozu er ihm — er dachte sich so — unterlassen fürchte. Denn es war eigen und es bedenklich ihm, wie sich ihm alle seine Gedanken plötzlich auf den Tod bezogen. Und inmitten dieser Ermüthungen, so unklar, daß sie nur, ein unmaßliches Schattenspiel, durch sein vom Punkt und von Erinnerungen an seine Zeiten erlittene Gehirn kullerten, kam ihm ein Jörn über sich selbst, daß er seine Seele und sein Gedächtniß vor sich einen unwidrigen Gesellen angehängelt hatte, den er nicht mochte noch je gemocht. Warum nur? Er betraf sich plötzlich auf einem Grunde, der seine Wangen mit flacker Schamröthe färbte. Nein, das war doch nicht möglich... Er konnte nicht so tief gesunken sein, sein Gedächtniß einem ihm unwiderstehlichen Menschen an offerbaren, nur damit ihn der Eitern in beide Hände, als könne er so das Dämmern in seinen Schläfen niederzwingen, dennoch leuchte er und rang nach Luft. Und ein Hof gegen Jener, vor dem er sich nutzlos so ungelücklich erniedrigt, und gegen sich selbst wachte in ihm auf. Dazu aber lag ein hebräer Wind, der sich kaum aufgemacht, stromabwärts und flücht im entgegen. Der letzte die Welt fort; man sah weithin die lichtellen Bogen der Weiden über die finstere Donau gestreckt: er sah Dörner, die aus einem Becken in den Wäldern wucherten, — ihm fiel, er wußte nicht wie, das Jägerwort ein. Eine dabon trat ihm hart und frisch in den Weg, schante ihm unter den Dorn, laschte und wendete sich mit einem kurzen Pfiff. Somit war ihm eine solche Bewegung immer ein Ziel gewesen, an jenem Tage war er mehr und wehthätig. Immer den Pfiff aufwärts bringend; er noch an zwei Weiden vorbei, einer anderen Fläche vorüber, deren rother Fleckhau mit seinen Büumen und Ahornbäumen planthaftlich in das Dunkel fiel. Die hohen Hüner jenseits des Donauflusses waren verschwunden, man sah fast keine Gebäude mehr. Dann kamen Gölzpläne nach Gölzpläne; ihr scharfer Geruch füllte die Luft. Somit war er zu Hause; er trat, bevor er die Stiege erklimmte, in den Hofraum und lugte aufwärts. Ahrenhoch über'm Pfaster wachte noch ein Hirt. Er sah dazu auf und leuchtete.

Milde, aber ohne Spur von Schicksaligkeit kam er oben an. Im Vorzimmer legte er vorwärts die Schuhe ab, um die Leute nicht zu wecken, von denen sie ein Zimmer zu Unternehmungen hatten. Sein Weib war nach wach; sie kam ihm bis zur Thür entgegen, und sie begrüßte ihn mit einem Kuß, wie ihn Gewohnheit in der Nacht der Nacht nicht gibt und empfängt. Das Bett war aufgemacht und sauber und wohlgeputzt; auch ein Nussbrot war schon für die Nacht bereit. Aber die Etude war leer; man noch den schwärzen Dunst der Petroleumlampe, die möglichst tief niedergedrückt worden war. Der Mann erschau groß, so wenig er eigentlich für Zwei genügen mochte; ein Schönheitsfuss, der allenhabenden an den Inangalidität seiner Mittel kannte, hatte an seinen Wänden, an den Fenstern herum geschmückt. Er legte sich an den Tisch und sie stellte wortlos einen Zeller mit etwas Pfeffer vor ihm hin. Der Strohmann mit einer fast fertigen Arbeit lag auf dem Schoß; schweigend sah sie ihm zu. Ihn aber war, als gäbe es ein unwürdiges, künftiges Licht in ihren Augen, die sonst sehr schön, still und dem waren. Sie hatte sich schon zur Nachtruhe bereitgestellt; in Allem, wie sie sich benahm, war Ruhe, eine gewisse Stille und Anmut, aber auch eine lässige Müdigkeit, die schloß zu ihrem gewählten, glänzenden und eigenwilligen Charakter und der unversiehbaren Lebenslust, die auf dem Grunde ihrer Augen schlief und träumte. Er sprach mit einer fast heftigen Geberde den Zeller vor sich. „Ich mag nicht mehr. Dost Du schon gegessen?“ Sie lächelte unmerklich und wurde viel hüßlicher dabei, genannt einen Abgang ihrer Jugend wieder. „Natürlich! Ich konnte doch nicht wohnen! Weiß ich denn, wann Du in die Wolfsgasse kommst!“ „Und Du hast die jetzt geliebt?“ Sie lächelte unmerklich und wurde viel hüßlicher dabei, genannt einen Abgang ihrer Jugend wieder. „Natürlich! Ich konnte doch nicht wohnen! Weiß ich denn, wann Du in die Wolfsgasse kommst!“ „Und Du hast die jetzt geliebt?“ Sie lächelte unmerklich und wurde viel hüßlicher dabei, genannt einen Abgang ihrer Jugend wieder. „Natürlich! Ich konnte doch nicht wohnen! Weiß ich denn, wann Du in die Wolfsgasse kommst!“

„Ja, Du glaubst es nicht mehr. Ich glaub's nicht mehr. Aber — wir belügen uns. Es geht uns so schlecht, daß wir Komodie mit uns spielen, damit wir nicht gar zu sehr hallos sind und nicht völlig an einander verzagen. Aber das hilft nichts, und es geht nicht mehr. Wir haben kein Vertrauen mehr.“ Sie sah ihn entsetzt an: „Aber das wäre so schrecklich. Du hast wieder nichts gefunden heute? Es ist Dir wieder schlecht gegangen?“ „Wie immer,“ antwortete er bitter, „und so wird's fort gehen. Bis zum Ende...“ „Aber Josef... Man muß... Man muß doch...“ „Ihm gefiel seine Unerschlichkeit. Man muß wohl sein und die Augen offen halten...“ Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn: „Man muß auch an Gott denken. Freilich, mir kommt vor, er hat uns vergessen oder ich bin ihm unendlich geworden, weil ich gar zu oft und gar zu insäuland komme. Aber ich kann's kaum mehr ertragen, daß es besser wird, ich kann nicht, ich kann nicht!“ „Da war's! Die Frage die er zu hören gewünscht, da quoll sie heiß und ungestüm aus ihrem Rachen!“ „Und bestand Du nur eine Stelle! Und wozu die Kleinsten, nur als Schreiber! Ich hätte die geachtet, daß ich so etwas für Dich wünschelte, niemand! Ich war zu stolz auf Dich...“ „Du warst?“ „Ich ist weis nicht, was ich rede. Aber ich bins noch. Wie wollt ich hören! Wie Alles zu Rath hatten! Ich war nie leichtfertig und ich möchte weiter sitzen und so auch besteuern. Und Du blieszst auch nicht so klein, wie Du anfangen möchtest: ein Mann der so viel gelernt hat. Nur doch ein etwas Gewissheit hätte; daß man nicht so leben müßte: fällt mir vom Dach, wenn Du vorbeigehst, oder hörst Du's zuerst, wenn sonst zu ein Unglück geschieht. Es ist so schrecklich, eigentlich nur vom Schrecken leben zu sollen, was auf der Welt geschieht. Und es ist so traurig, immer rüchtrück gehen, ohne vorwärts zu kommen, auch nur einmal, und nur einen Schritt. Ich werde daran, Josef, ich hab' den Tod davon. Ich werde wahrscheinlich vor solchen Gedanken! Und ich bin so gar viel allein; und ich mag die Leute nicht, bei denen wir wohnen, daß ich bei ihnen meine Sprache hätte.“ „Und Du hast doch vorhin anders gesprochen.“ „Weil ich nicht denken wollte, das soll immer so sein. Ich will nicht. Ghe...“ Er stand auf und trat zum Fenster: „So sage dem Himmel und man sieht keinen Stern!“ raunte er.

